

FREDDY DERWAHL
Bosch in Versuchung



FREDDY DERWAHL

Bosch in Versuchung

Roman



Impressum



2. überarbeitete Auflage
© Eifeler Literaturverlag
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Die 1. Ausgabe erschien 2006 unter dem Titel »Bosch in Belgien«
bei GEV (Grenz-Echo Verlag), Eupen (B)

Gestaltung, Druck und Vertrieb:
Druck & Verlagshaus Mainz GmbH
Süsterfeldstraße 83
D - 52072 Aachen
www.verlag-mainz.de

Bildnachweis (Umschlag): Paul Delvaux (Detail), »La Joie de
Vivre«, , Fondation Paul Delvaux, B-8670 Sint Idesbald

ISBN-10: 3-96123-017-X
ISBN-13: 978-3-96123-017-4

Wir wollen dort nicht einsam sein,
wo wir endlich leben.

ERNST BLOCH: *Vom Geist der Utopie*

Inhalt

I.	Der König	9
II.	Der Vater	25
III.	Madame	49
IV.	Die Mutter	57
V.	Die Großväter	71
VI.	Tante Sophie	87
VII.	Der Cousin	107
VIII.	Das Kolleg	125
IX.	Löwen	157
X.	Der Sir	179
XI.	Der Dichter	197
XII.	Der Wirt	217
XIII.	Der Chef	235
XIV.	Der Kaplan	255
XV.	Der Winter	273
XVI.	Im Hohen Venn	293
XVII.	Der Senator	313
XVIII.	Das Kabinett	335
XIX.	Der Rat	353
XX.	Die Affäre	373
XXI.	Jeanne	401

I.

Der König

Der König war ihm ein Rätsel. Albert kannte ihn zwar von all den offiziellen Fotos, die über den Türrahmen der Amtsräume oder Schulklassen hingen, doch wollte er ihnen keine Glauben schenken. Dieses Bild blasser, lebensfremder Strenge passte nicht zu den Vorstellungen, die er sich von einem König machte. Neben den majestätischen Darstellungen fremder Herrscher kannte er den König auf der Erbse, König Drosselbart oder die heiligen Dreikönige. Daneben schätzte er besonders ein Wandgemälde von König Gambrinus in der Eupener Marktschänke. Eine den Becher hebende, grandiose Gestalt des Überflusses, vor deren Fülle er andächtig seine Limo trank. Allen diesen Königen gemeinsam war eine souveräne Mischung aus Macht und Milde. Sie kamen gekleidet in Samt und Seide, umgeben von ergebenen, schönen Frauen und einer devoten Dienerschaft: Mooren, Eunuchen und Liliputaner. Manche dieser Herrscher erschienen hoch zu Ross, andere wurden in vergoldeten Sänften getragen und vom Volk bejubelt. Ihr Blick ging jedoch hindurch und hatte etwas von jener abwesenden Präsenz, die den Zauber der Legenden ausmacht.

Der belgische König trug über seinen schwarzen Nasenlöchern eine Hornbrille. Wäre er nicht in der Uniform eines Generalleutnants der Streitkräfte abgelichtet worden, man hätte ihn für den schüchternen Zögling eines Nobelpinternats gehalten. Schaute man länger hin, konnte man ihn sich mit spätpubertären Pickeln oder verweinten Au-

gen wie nach einer Züchtigung vorstellen. Mit dem Anflug einer dunklen Schmachlocke und dem wie von einem Seziermesser gezogenen Scheitel wirkte er so sehr wie die leibhaftige Verweigerung von Alberts bukolischen Königsträumen, dass er ihn in dieser Galerie für ein Missverständnis oder eine Fälschung hielt und einfach ausklassierte. Da war er sich sicher: So sieht kein König aus.

Sonderbarerweise nannte man ihn auch nicht bei seinem Namen. Er hieß stets nur »der König«. Das klang nicht nur unpersönlich, sondern ließ rasch den Verdacht von Verlegenheit aufkommen. Ihn Baudouin, Baudewijn oder Balduin zu nennen, empfanden seine Eupener Untertanen als eine fraternisierende Zumutung. Da und dort wurden die königliche Familie in Flandern gar abfällig als »de Coburgs« bezeichnet. Die Coburger, das Geschlecht derer von Sachsen-Coburg-Gotha es klang nicht nur fremd, sondern auch abweisend.

Albert fürchtete, es sei auch so gemeint. Seine Könige hießen Karl der Kühne, Arthur von der Tafelrunde oder Sonnenkönig Louis, sie waren grandiose Monseigneurs, eiskalte Killer oder maskierten sich weibisch mit rotem Samt und Puderperücken. Doch hatten sie das, wovon man in diesem verdammten, gottverlassenen Landstrich zwischen den belgisch-deutschen Grenzen nur träumen konnten: Würde und Identität. Ganz abgesehen von ihrer majestätischen Aura bestand diese aus einer langen Liste markanter Attribute, die sie reihum als begnadete Berufung oder Ausnahme-Erscheinung erscheinen ließen. Da gab es königliche Machtmenschen und Hanswurste, königliche Säufer und Frauenhelden, königliche Festredner und Stotterer, königliche Schweiger und Schwätzer, königliche Asketen und Prasser. Ein jeder von ihnen besaß ein nur ihm eigenes Charisma, eine unverkennbare Duftnote, die im Volk Zorn oder Verehrung, manchmal auch beides, nie jedoch Verachtung auslöste. Bei seinem König war sich Albert nicht so sicher.

Manchmal tröstete er sich in seiner Sehnsucht nach souveräner, königlicher Präsenz mit der Erklärung, das sei offenbar das Einmalige seiner Erscheinung. Aber, dann sah er wieder über irgendeinem Türrahmen in diese Tränenaugen oder hörte im Belgischen Rundfunk eine zögerliche Trauerstimme, die nur die seine sein konnte, während sich ringsum peinlich berührte Stille ausbreitete, die sein unausgesprochenes Leiden an diesem Land und seinen diversen Völkchen nur noch lauter tönen ließ, bis es schließlich kleinlaut verstummte und in einem Kopfschütteln allgemeinen Bedauerns unterging.

Es gab Abende, meist herbstliche, dunkle, in erste Schneefälle übergehende, an denen sich Albert, als letzte aller Deutungen, die furchterregende Frage stellte, ob dieser zerbrechliche junge Mann in der Montur hoher Militärs im Grunde nichts anderes als die Lebenslüge seines Königreiches verkörpere: ein auf tanzenden Kongressen missratenes Würfelspiel durchtriebener Diplomaten, dessen Scheitern öffentlich nicht eingestanden werden durfte. Der einzige Sinn dieses Gebildes bestand darin, die Folgen seiner politischen Fehlgeburt in den pathetischen Attrappen der Dynastie für die Nachwelt schamhaft zu verbergen. Nur vor dem Hintergrund solch staatsgefährdender Antworten gewann der König plötzlich an Format. Er war der Monarch der Unfähigkeit der Belgier, »sein« Volk zu sein. In seinem Reich ging die Sonne stets unter.

Je mehr Albert über diese Dinge nachdachte und selbst daran zu leiden begann, gefiel ihm statt Vorname oder anderer devoter Titel der Begriff »Monarch« immer besser. Er schien mit seinen schleichenden Hinweisen auf Mönchisches, Nächtliches und Einsames wie Maß geschneidert für diesen lautlosen Menschen, dem weder Orden, Säbel noch Schulterband einen Hauch glaubwürdiger Autorität zu verleihen vermochten. Albert geriet ins Phantasieren: Die von seinem König verkörperte Monarchie erschien

ihm als finsternes, mittelalterliches Schloss, umgeben von glucksenden Wassergräben und durchquert von endlos langen Steinkorridoren, an deren matt erleuchteten, gelblichen Wänden als verschollen geltende Werke flämischer Meister hingen. Rubens selbstverständlich, aber auch Jordans, van der Weyden, die Gebrüder van Eyck und andere Unbekanntere, die allesamt eine tückische Spielart von Tristesse und Finsternis variierten. Keine deftige flämische Lebensfreude, keine Bauernhochzeiten oder Fressgelage, sondern abseitige Gassen im Schatten aufragender Belfriede und Kathedralen, die Melancholie der Beginenhöfe, Szenen unglücklich Verliebter in dunklen Gasthäusern, weite wogende Kornfelder inmitten träge zur Küste ziehender Kanäle oder vor sich hin stierende, greisenhafte Alte im Wetterleuchten glühender Abendhimmel. Es war ein endzeitliches Schloss. Von den weitaus weniger berühmten Wallonen gab es nur zwei Gemälde von Richard Heintz, dem Trinker aus dem Wald von Nassogne, der mit Winterbildern in einem abgelegenen Treppenhaus vertreten war: Schneeschmelze in einem einsamen Tal der Ourthe und die Verlassenheit des verschneiten Ardennenkaffs Lacuisine.

Albert war geschockt, als er später von einem royalistisch gestimmten älteren Kollegen erfuhr, dass es zu diesem eingebildeten Domizil, ein realexistierendes Refugium der Königsfamilie gebe, Schloss Ciergnon in der Famenne unweit von Rochefort. Der intime Kenner der Lebensgeschichte unseres Monarchen verwies auf seine zahlreichen Veröffentlichungen in patriotischen Zeitschriften, ließ jedoch mit vorgehaltener Hand wissen, dass er darin natürlich nicht alle Ergebnisse seiner akribischen Recherchen habe publizieren können. Das, so grinste er, verbiete ihm die Achtung und Verehrung für »Seine Majestät«. Als jedoch in Brüssel der erste schöne Frühlingstag zur Neige ging und Alberts Gesprächspartner im »Trappiste«, oben

an der Porte de Namur, mit etwas glasig gewordenen Augen erneut zwei Bier bestellte, brach es aus ihm heraus: Ciergnon sei der Ort hochdramatischer Ereignisse während der sogenannten »Königsfrage« gewesen, die schließlich zur Demission von Leopold III. und zur Ernennung von dessen Sohn Baudouin zum Thronfolger geführt habe. Während der von den Sozialisten der Kollaboration mit dem »Führer« bezichtigte Leopold ins Schweizerische Exil auswich, verbrachte sein Ältester die Kriegsjahre in dem einsamen Ardennen-Schloss. Dabei habe ihn jedoch seine Stiefmutter, die schöne, aus der flämischen Bourgeoisie stammende Mary Lilian Bael (später zur Prinzessin Liliane de Rethy geadelt) die schwierige Exilszeit »versüßt«. Auf Alberts leise geäußerte Frage, was man denn darunter verstehen dürfe, sah ihn der schrullige Kollege etwas verwundert an und antwortete in seinem flämisch gefärbten Brüsseler Französisch:

»Mein lieber junger Freund, was süß bedeutet, musst du offenbar noch lernen wenn die Versuchung an dich herantritt ...«

Dann steckte er der Kellnerin einen Geldschein in die Schürzentasche, drückte sich seinen schwarzen Hut in die Stirn und verließ schweren Schrittes das Lokal. Vorbei an den flimmernden Lichtreklamen der Kinos verschwand er in der Menge.

Schon wenige Tage später machte sich Albert auf den Weg nach Ciergnon und fand im benachbarten Villers-sur-Lesse in dem einzigen, etwas vornehmeren Hotel eine angenehme Bleibe. Fragten er nach dem Leben im Königsschloss, antworteten sie mit einem höflichen, undurchdringlichen Schweigen und verwiesen mit einer Handbewegung auf den Ausblick, den sein Hotelzimmer auf den Schlosshügel bot. Er war von Holzfällern nahezu kahl geschlagen worden und ließ den grauen Stein der von zwei Türmen flankierten Fassade heftig hervor treten. Dieser erste An-

blick war von einer sonderbar selbstbewussten, unnahbaren Wirkung. Man sah alles und doch nichts. Lediglich vor dem Abendessen, das die Kellnerin mit liebenswürdiger Eleganz servierte, leuchtete in einigen Turmzimmern Licht auf. Ein spärliches Flimmern über dem Lesse-Tal, das sich erst bei Anbruch des Freitagabends auf breiterer Front fortsetzte. Zunächst noch ein geschäftiges Hin- und Her auf- und abblitzender Lichter, die bald in einen feierlichen Streifen in Höhe der ersten Etage übergingen. Die königliche Familie war zum Wochenende eingetroffen, hatte von ihren jeweiligen Suiten Besitz genommen und sich schließlich zum Diner im großen Esszimmer nieder gelassen.

Zur Nacht konnte Albert von seinem Bett aus beobachten, wie die Lichter allmählich wieder erloschen und nur noch in wenigen Räumen, vorzugsweise in den beiden Türmen eingeschaltet blieben. Über den Dächern zogen schwarze Wolken, die manchmal den Blick auf die scheu flackernde Mondsichel frei gaben. Am offenen Fenster wehte kalte Nachtluft, die nach glimmender Holzkohle roch. Die Stille wurde vom monotonen Rauschen des Flusses nicht gestört, sondern begleitet. Er musste gestehen, dass von diesem Anblick etwas Lockendes und zugleich Furchterregendes ausging, das ihn an die transsilvanische Zuflucht des Grafen Dracula erinnerte, wie er sie mehrmals in dem Film »Tanz der Vampire« von Polanski genossen hatte. Hier wie dort herrschte eine entrückte Allianz fraulicher Schönheit und sich ihr unheimlich nähernder Begierde. Das Hochdramatische und Schreckliche konnten dabei nicht ganz ausgeschlossen werden, ähnlich des heimtückischen, schwarzen Humors der Filmvorlage, die schließlich im grausamen Mord an die Polanski-Geliebte Sharon Tate durch den teuflischen Täter Manson Realität werden sollte.

Bereits am nächsten Tag begann der angehende Landvermesser Albert Bosch, den Sperrbezirk des Schlosses

weiträumig zu erkunden. Er tat es zunächst zu Fuß, die Verbotsschilder ignorierend, immer wieder an Drähte und Zäune stoßend. Bald stellte er fest, dass die Sicherheitskräfte selbst diesseits der Absperrungen einen dichten »cordon sanitaire« errichtet hatten, dessen Schonungen und Schneisen es ihnen ermöglichten, unerwünschte Wanderer oder Eindringlinge bereits im Vorfeld abfangen zu können. Es wurde folglich ein sehr weiter, beschwerlicher Weg, wenn verhindert werden sollte, reihum in die Feldstecher der Gendarmerie zu geraten, deren Beamte hier rund um die Uhr Dienst schoben, selbst dann wenn kein Mitglied der königlichen Familie anwesend war. Über Stock und Stein ging es durch dieses Hochsicherheits-Revier, wobei die Ausbeute der Expedition recht dürftig war. Nur vereinzelt gab der strategisch aufgeforstete Fichten- und Laubwald neue Blicke auf das Schloss frei. Da und dort ragte einer der Türme hervor, manchmal waren Teile einer Terrasse oder eine in den Park führende breite Steintreppe zu erkennen. Auch bemerkte man aus der Ferne den schnurgeraden Schnitt der Buchsbaumhecken und den hell schäumenden Strahl eines Springbrunnens. Menschen, nicht einmal ein simpler Hausdiener oder die Auffahrt benutzende Lieferanten, traten ins Bild. Die grauen Steinfragmente der Mauern sowie die in der Vormittagssonne glänzende Fläche der Schieferdächer verliehen diesem Areal einen Hauch von Lebensferne. Manchmal war man versucht in diese königliche Wüste hinein zu schreien und somit Reaktionen des Personals oder der Wachtmeister auszulösen, doch war zu befürchten, dass der vermeintliche Schrei nicht einmal die andere Seite der Gitter und Schranken erreichen würde. Auch das bestätigte Alberts Vorstellungen monarchischer Residenz: Das Schloss war verschlossen, man schrie ins Leere.

So ging er über den leicht federnden Waldboden zurück, trat auf Moos und Farnkraut und hatte Mühe, in diesem grünen Dickicht die Orientierung nicht zu verlieren. In der Dorfkneipe bestellte er einen Café und einen Wacholder-

schnaps, den die betagte Wirtin mit stark zitternder Hand auf einem Holztablett servierte. »Wissen Sie, Monsieur«, so machte sie es spannend, »der König gehört zu uns, auch wenn wir ihn nie zu Gesicht bekommen. Schweigen ist unsere Art des Dankes und der Treue.«

»Dank und Treue, weil sie ihn nicht zu Gesicht bekommen?«, wagte er zurückzufragen. Sie führte ihre Hand an die Stirn, offenbar um das Zittern abzuschwächen, und sagte etwas leiser und nachdenklicher:

»Unseren Herrn und Heiland habe ich auch noch nie gesehen.«

Als Albert seine Erkundungen des Geländes im Auto fortsetzte, erstreckte sich die Fahrt über mehr als zwanzig Kilometer, so weit reichten die von Stacheldraht umschlossenen Waldungen. Man fragte sich gleich, ob der König sie überhaupt jemals betreten habe, oder ob dieser dichte Forst nur ein weiteres Mittel war, ihn vor seinen Untertanen zu schützen und zu verstecken.

Es beschäftigte Alberts Phantasie, dass dieser Buchsbaum- und Springbrunnenpark unmittelbar in den Wald übergang, sozusagen in Verbindung mit dem Schloss eine fließende Einheit bildete, als würde die streng bewachte, grüne Wildnis direkt bis an das Kaminzimmer des Königs heranreichen. Wo der Park endete und der Wald anfang, war nicht ganz aus zu machen. Auch stellte er sich den hageren, jungen Mann in Stiefel und Loden vor, von den Kieswegen und Rasenflächen zwischen die Tännchen tretend, bevor er auf dem leichten Nadelteppich zwischen den grauen Harzflecken der Baumstämme verschwand. Dieser streng abgeschirmte Wald schien ein ideales Reservat für seine Schwermut und all ihre Intimitäten zu sein. Albert glaubte den jungen Kerl auf langen Wegen zwischen Ilex und jungen Kiefern eine Art »Freiheit« auskosten zu sehen. Seine Waldungen waren so groß, dass er keine Gefahr lief, an eine der Absperrungen zu stoßen und es fiel nicht schwer,

sich den heranwachsenden Prinzen während der Kriegsjahre hier vorzustellen: Waldgänge als einziger Ausweg von Einsamkeit zu Einsamkeit.

Fast ein Dasein kafkaesker Qualität, wäre da nicht jene schöne Stiefmutter gewesen, die ihn mit einem stillen Lächeln beschattete. Sie kannte seine Wege und es war spannend über die Frage zu rätseln, ob sie ihm folgte oder ob er ihr nur in der Hoffnung vorausging, sie möge dort, wo der Wald am dichtesten war, schutzengelhaft in seine Nähe treten.

Inzwischen hatte Albert vernommen, dass seine alte Kneipenwirtin von den Bauernburschen »Mère Bastin« gerufen wurde. Er bestellte auf ihre nachhaltige Anregung hin, einen Kelch des Trappistenbieres aus dem benachbarten Rochefort, das sie mit einem Schälchen weißer Käsewürfel servierte, die mit Selleriesalz bestäubt waren. Bereits nach dem zweiten Glas spürte er eine angenehme Leichtigkeit der Sinne, eine sich öffnende, viel weitere Sicht auf die Verwicklungen des Lebens. So etwas wie Phantasie und entsprechende Courage kamen auf, die ihm einflüsternten, reich durch diesen Tag gegangen zu sein. Zwar bestand kein Grund, sich den Gefühlen von »Dank und Treue« der Dorfbewohner von Villers-sur-Lesse anzuschließen, doch bildete er sich ein, zu diesem Königsschloss und seinen unsichtbaren Bewohnern in eine neue, etwas zutraulichere Beziehung getreten zu sein. Eine Art obskure Nähe und Mitwisserschaft, die sich aus den zwar kümmerlichen, jedoch authentischen Einblicken des Tages sowie seinem vermeintlichen Geheimwissen einer wie auch immer »versüßten« Liaison zwischen dem jugendlichen Prinzen und der Frau seines Vaters zusammenfügten. Er griff zu einem Bierdeckel und begann darauf Wortfetzen und Hinweise zu kritzeln, die ihn in dem Gefühl bestärkten, mysteriösen Dingen auf der Spur zu sein. Die eigentliche Entdeckung des Tages war jedoch die Einsicht, all diesen Verborgenen

heiten auf die Schliche zu kommen, wenn er nur selbst in die entscheidenden Rollen zu schlüpfen bereit war. In der Gewissheit, diesem dunkel den Waldhügel beherrschenden Schloss als blinder Passagier anzugehören und zugleich Prinz und Prinzessin sein zu können, trat er an die kühle Abendluft, die nach Stall und Feuer roch.

Eine Kellnerin servierte ihm in geübter Liebenswürdigkeit ein Rinderfilet mit Pommes frites, Sauce béarnaise und Salat. Jedes Mal, wenn sie mit angespannter Sorgfalt die Weinflasche zu seinem Glas führte und den roten Landwein aus Mâcon nachschüttete, gewährte ihr dezentes Dekolleté einen Blick auf die Spitzen ihres BH, dessen dunkle Konturen unter ihrer weißen Bluse matt hervortraten. Solchen Entdeckungen war er nie gewachsen. Sie versetzten ihn augenblicklich in eine erotische Hochspannung, die alles andere ringsum als nebensächlich erscheinen ließ. Sie schien es zu spüren und mit einem amüsierten Lächeln zu genießen. Als er sich schweren Schrittes zur Türe begab, wünschte sie ihm eine »sehr gute Nacht«. Er fiel wie ein Stein aufs Bett, völlig unfähig, dieser Stunde noch einen Sinn zu geben. Als er das Licht löschte, gewann die Nacht rasch an Intensität. Durch das halboffene Fenster strömte Kälte und oben auf dem Hügel erschien, dunkel und faszinierender denn je, die Silhouette des Schlosses.

Bevor die Müdigkeit ihn ergriff, wünschte er sich erzählerische Träume aus dem Umfeld seiner Königsobsessionen und dem Lächeln der Kellnerin, doch kam der Schlaf plötzlich wie ein Dieb. Traumlos hielt er ihn lange Zeit fest umklammert und gewährte erst kurz vor Anbruch der Morgendämmerung ein verstörtes Erwachen. Er brauchte einige Zeit zur Orientierung und griff tastend zur Uhr, die 4 Uhr 14 anzeigte. Wäre solcher Schlaf tatsächlich der Bruder des Todes, wollte Albert den anderen Bruder kennen lernen. Doch blieb ihm der Weg zurück in dieses Reich seligen Verschwindens versperrt. Er zählte die Glockenschläge

und wälzte sich durchs Bett. Alle Viertelstunden das aufdringliche Geläut über dem gurgelnden Wasser der Lesse. Was suchte er eigentlich hier? Was verbarg dieses Nebel-Schloss?

Der Halbschlaf flüsterte nur zögernde Antworten, die sich bald auf ihn selbst und seine süchtige Suche reduzierten. Allein zwischen allen Grenzen der Lebensfreude und Todesnähe blieb eine unromantische Sehnsucht nach »Heimat«. Dessen Garant konnte der König nicht sein. Er war der König unausgesprochener Abdankung. Albert glaubte zu wissen, dass er seine ostbelgischen Untertanen nicht mochte, dass sie ihm zur Last fielen, ja, dass er sich ihrer schämte. Sie waren seine deutschsprachigen Bastarde, seine unerwünschten und aufdringlichen »Beutebelgier«. Weitere Fragen erübrigten sich.

Ein grauer Septembertag im Nachkriegs-Eupen. Die kleine Stadt fiebert dem Besuch Seiner Majestät entgegen. Die »Joyeuse entrée«, der fröhliche Einzug belgischer Monarchen in den Provinzen, stand hier im Verdacht eines fragwürdigen Einmarsches. Der Fünfjährige an der Hand der Mutter in der Menge vor dem Rathaus spürt einen vorseilenden Schmerz. Der Vater weigert sich, sie zu begleiten, es geschieht in einem bitteren Schweigen. Der Platz ist schwarz von Menschen. Raunende Erwartung, die Angst macht. Sogar auf das Gerüst vor dem Konfektionshaus klettern Neugierige. Zwei, drei Etagen hoch hängen sie an den Leitern wie Affen oder Zaungäste bei einem Fußball-Endspiel. Ansonsten schwarz-gelb-rote Absperrungen, Gendarmerie mit silbernen Ehrenbinden über den schwarzen Uniformen.

Albert kennt diese Gesichter, die Kaserne befindet sich in seiner unmittelbaren Nachbarschaft an der Herbesthaler Straße. Jeweils zu zweit absolvieren die hochgewachsenen Männer ihre Kontrollgänge. In der Stadt erinnert man sich noch an andere schwarze Stiefel. Sie tragen Ledertaschen

quer über dem Rücken, in denen sich die Formulare für Protokolle und vielleicht Schlimmeres befinden. Die Waf- fe im Schaft an der Hüfte, nie gezückt, aber im Ländchen der Vaterlandslosen und Unbürgerlichen eine stete Warnung. Im Gegensatz zur Polizei, die sich auch des Eupe- ner Dialekts bedient, sprechen die Gendarmen nur Franzö- sisch, das bisweilen für die belgische Sprache gehalten wird. Ihr romanischer Wohlklang wandelt sich rasch in einen Ton der Verbote und Warnungen. Patriotismus ist, ihnen devote Auskünfte zu geben und sie nicht als Besatzer zu empfinden. Jenseits der Absperrungen tragen sie heute, am großen Besuchstag, diese verschnörkelten Ehrenschnüre wie eine nationale Auszeichnung. Das Silberzeug gewährt ihrem tagtäglichen Stolz die Beförderung eines Sieger- grinsens. Alle stehen eng in der Kälte. Die Ordnungshü- ter gehen mit durchdringendem Kontrollblick auf und ab. Überquert einer der Offiziere den freien Vorplatz, nehmen sie Haltung an und führen die Hand zum kurzen, zackigen Gruß an den Mützenschirm. Es bedeutet: Alles im Griff – hier defiliert der Staat, dort hat das Volk zu warten. Mili- täropolizei rückt an, weiße Gamaschen, rote Plastikschrime über den Mützen, die unter dem Kinn mit einem Lederrie- men gehalten werden. Schnurrbartträger wirken in dieser Montur bedrohlicher, allesamt Männer für Ernstfälle. Auf ihren Armbinden steht fettgedruckt »MP«. Stiefel und Le- derschuhe schlagen wie Hufe auf dem Pflaster. Geräusche von Aufmarsch, in denen sich barsche Befehle und Anord- nungen mischen. Es ist die knallharte Sprache der Macht, die stets zur Antwort erhält: »Auf Befehl, mon Comman- dant.«

Die gelbe Front des Rathauses verbreitet über diese Manöver königlicher Ankunft etwas von vaterstädtischer Milde. Seit den Tagen der Französischen Revolution hat das Gebäude seinen Ursprung als Kapuzinerkloster nicht zu leugnen vermocht. Lediglich der von vier Säulen gestütz- te zentrale Balkon und das ihm vorgelagerte Blumenbeet

verraten die repräsentative Funktion des Hauses, die jedoch von der noch mächtigeren Nachbarschaft der Klosterkirche wieder gedämpft wird. Ihren Treppenaufgang ziert ein großes Kreuz und in der Nische über dem Portal steht eine Figur der Jungfrau Maria, der das Gotteshaus geweiht ist. Jeden Sonntag um 9. 15 Uhr findet hier eine Messe in französischer Sprache statt. Der Sohn muss die Mutter oft dorthin begleiten. Stehend zwischen den Erwachsenen sieht er nichts, sondern vernimmt nur die Leier der Gebete in der anderen Sprache und den auf der Orgelbühne zwitschernenden Frauenchor. Manchmal haut es ihn buchstäblich um und man muss ihn kreidebleich an die frische Luft tragen. Dann sieht er in das besorgte Gesicht der Mutter, die ihm ein Taschentuch mit Kölnisch Wasser unter die Nase hält.

Das nicht enden wollende Warten auf den König hat vor dieser Kirche etwas Liturgisches. Es herrscht die Ergebenheit frömmelnder Andacht. Erneut steht Albert eng zwischen den Großen und sieht nur, wenn die Mutter ihn auf den Arm nimmt. Die Uniformierten sprechen, ähnlich dem Priester am Altar, französisch. Es singt zwar kein Chor, aber eine Militärkapelle marschiert auf. Dreißigköpfige Ordnung, die in Reih und Glied in der Ecke zwischen dem Rathaus und der Kirche Aufstellung nimmt. Klingendes Spiel der im Spiegelglanz leuchtenden Pauken und Trompeten, darüber die Fenster des Sitzungssaales und des Bürgermeisterzimmers. Dezentenes Licht der Kronleuchter, von beruhigender, festtäglicher Ausstrahlung. Der Junge glaubt, hier sind wir sicher.

Die schwarz-gelb-roten Flaggen bewegen sich träge im Wind. Zwischen dem Säuleneingang und dem Beet wurden sie an hohen, weißen Holzmasten gehisst. Manche davon stehen in leichter Schräge, das wird man hier nie lernen. Ringsum in den Gebäuden der Finanzverwaltung hängen die Fahnen von den breiten Fenstern herab, aus denen Zöllner und Beamte lehnen. Kein Privathaus, das nicht geflaggt hätte. Niemand hat es gewagt, der drängenden Regie zu

widerstehen; es ist ein Fahnenmeer, das, wenn der Herbstwind sich hebt, zu einem heftig flatternden Fahnensturm gerät. Seine Botschaft lässt keinen Zweifel daran, was hier gefeiert wird: Es ist die endgültige Lösung, zum Schlussstrich entschlossene belgische Präsenz nach dem gescheiterten Heim-ins-Reich-Erlass Hitlers und Jahrhunderten demütigender Hin- und Her-Geschichte.

Fahnen auch in den Reihen der in schwarzen Anzügen antretenden Kriegsveteranen der Jahrgänge 1914–1918 und 1940–1945 und den, aus den wallonischen Randgemeinden angereisten Mitgliedern der Résistance. Sie tragen zum Sonntagsstaat eine Baskenmütze mit den Insignien ihrer Einheiten. Später sollen sie dem König als seine Kämpfer und Helden vorgestellt werden. Ihre Fahnenstangen aus glänzendem Bambusholz sind von goldenen Wappentieren gekrönt, limburgischen oder brabantischen Löwen, aufrecht mit verspielten Tatzen, wie in einer Zirkusnummer. Wenn diese meist etwas älteren Herren vorbeimarschieren, klimpern die zahlreichen Orden, mit denen ihre Brüste geschmückt sind.

Dann treten endlich die Honoratioren auf den Vorplatz. Durch die Menge geht ein erleichtertes Raunen. Da und dort kommt Beifall auf, geht dann aber im Aufbrausen eines Militärmarsches unter. Die Ehrenformation des Ardennenjäger-Regiments nimmt Haltung an. Funkelnde Gewehrläufe mit aufgepflanzten Bajonetten. Der vom Innenminister eingesetzte Amtsbürgermeister Hugo Niggemann wird vom Gouverneur der Provinz Lüttich, Pierre Mordant, und von Bezirkskommissar Heinrich Schoen begleitet. Der aus Berlin stammende Niggemann ist ein großer, beliebter Herr. Er trägt Schwalbenschwanz und Weste sowie eine Nadelstreifenhose, die von den Eupenern bei Hochzeiten und Sterbefällen als »de Striepebotz« geschätzt wird. Neben ihm der geschäftig tänzelnde Erste Schöffe, Dr. Leopold Miessen, den der Volksmund »Poldi« nennt und

der kleine, etwas gebeugte Stadtsekretär Lux, ein sogenannter, weil aus dem Inland stammender »Altbelgier«. Niggemanns Gesicht leuchtet rosafarben; »wie e Verke«, kommentiert ein älterer Mann in der Menge. Genießerisch überblickt das Stadtoberhaupt den Platz: Tausende Menschen, die Militärs, die heftig auf die patriotische Pauke hauende Kapelle, die fliegende Schwarz-Gelb-Rot. Das Protokoll stimmt.

Als die schwarze Limousine des Königs vorfährt, braust Jubel auf. »Vive le Roi, vive le Roi«, so schallt es hundertfach. Die Mutter hebt den Jungen höher denn je und nimmt ihn erst wieder herunter, als sein wildes Schwenken mit einem Papierfähnchen sie zu erschöpfen beginnt. Rosanne, die kleine Tochter des Ersten Schöffen spricht mit zitternder Stimme ins Mikrofon: »Ein kleines Eupener Kind bin ich, doch alle Kinder grüßen Dich.« Händeschütteln, Beifall, noch einmal Jubelrufe, dann verschwinden der königliche Gast und die Ehrengäste im Portal des Rathauses. Hinter den bald beschlagenen Fenstern des Sitzungssaales erkennt man einige Zeit noch ihre Konturen. Die Militärkapelle spielt unverdrossen einen Marsch nach dem anderen, in deren Klänge sich die helle Angelus-Glocke im Dachreiter der Klosterkirche mischt. Das alltägliche Geläut diesmal fremd, wie aus einer anderen Zeit, einer anderen Welt. Dann wieder raunendes, etwas aufgeregtes Warten, bis sich endlich die Balkontüren öffnen. Der Bürgermeister bittet den König an die Balustrade. Jubel bricht aus, auch die Mutter winkt, hebt den Kleinen mit dem Fähnchen hoch, dessen Stiel im Gedränge zerbricht. Es ist wie eine Offenbarung, eine Erscheinung. Niggemann strahlt gönnerhaft. Neben ihm die hagere Gestalt des jungen Königs, von der Uniform eines Generalleutnants der Bodenstreitkräfte fast erdrückt. Es bleibt dem Kind nicht verborgen, dass er nur ein kurzes, spärliches Lächeln für die ihm geltenden Ovationen aufbringt. Schlimmer noch, er hebt kurz die Hand

und blickt unsicher in die Menge. Der alte Mann neben uns sagt: »Gleich beginnt er zu weinen.« Nach höchstens zwei Minuten wendet er sich dem Bürgermeister zu, als sei es genug. Niggemann scheint verlegen zu lächeln: »Sire, das ist Ihr Volk.« Der König nickt zweimal, doch dreht er dem Jubel bereits den Rücken zu. Es glitzert nur noch eine violette Schärpe über seiner olivgrünen Schulter. Hinter ihm schließt ein Hofmarschall die Glastüren. Der Balkon ist wieder verwaist.

Die Menge verliert sich rasch. Papierfähnchen und Zigarettenstummel liegen am Boden. Aus den Kneipen dringt Qualm, Stimmengewirr, das Zischen eines angezapften Bierfasses. An der Hand der Mutter geht der Junge die Viererstraße hoch und zählt die Fahnen. Bis zur Hausnummer 32 sind es ausnahmslos 64. Vor seinen Augen ist immer noch das Bild dieses Königs, der kaum die Hand hob und sich mit einem wehmütigen Lächeln wieder zurück zog.

Erst Jahrzehnte später wird Albert ihn wieder sehen. Bei Anbruch der Nacht steht er neben einer Frau in einer schweigenden Menschenmenge vor dem Brüsseler Schloss. Oben, in einem feierlich geschmückten Saal, wird es nach Rosen und Tannengrün riechen und ein feines Netz aus weißer Gaze das Gesicht des in einem Sarg aus Mahagoni aufgebahrten Monarchen bedecken.